

WINTER EDUARD, *Ketzerschicksale*. Christliche Denker aus neun Jahrhunderten. (431.) Benziger, Zürich 1980. Ln. sfr 32.–.

Der verdienstvolle ehemalige Prager Kirchenhistoriker, Altösterreicher und Josephinismusforscher will in diesem Buch als 85jähriger Berliner Emeritus ein persönliches Testament für ein breiteres Leserpublikum hinterlegen. Es handelt von Männern der Kirche (von Joachim von Fiore, Marsilius, Occam, Hus, Kues, Copernikus, Kepler, Pascal, Spener, Leibnitz bis zum Prinzen Eugen, Rautenstrauch, Günther, Franz Brentano und Hermann Schell), die aus Liebe zur Kirche mit ihrer Mutter in Konflikt gerieten. W. bekennt offen, daß die behandelten „Ketzer“ Gestalten sind, mit denen er sich persönlich identifiziert. Das Buch ist hervorragend von einem Meister auch der Darstellungskunst geschrieben. Das Niveau ist in jeder Hinsicht gewährleistet. Obwohl die Charakterbilder nicht nur für einen wissenschaftlich interessierten Leserkreis gedacht sind und daher kleinliche Begriffsklauberei bei der Beurteilung sicher nicht am Platz wäre, stoße ich mich aus theol. wie historischen Gründen am Ketzerbegriff des Autors. M. E. trägt die Weise, wie der Begriff hier verwendet wird, zur Verfälschung fundamental christlichen Verhaltens bei, wie es (glaube ich) auch von liberalen Katholiken gefordert werden muß.

W. beruft sich bei seinen Porträts bewußt auf die ursprünglich ehrende Selbstbezeichnung der Ketzer, die sich als eine Gruppe elitärer „Reiner“ einer „unreinen“ Großkirche gegenüberstellen (8). Dieser Begriff kommt gewiß dem des „Pharisäers“ in den ntl. Schriften sehr nahe. Von daher gesehen, kann ich einem Ketzerideal in diesem Sinne nichts Positives abgewinnen. Es wäre ein Unrecht, originelle Köpfe, schöpferische Persönlichkeiten und kreative Innovatoren der Christenwelt deshalb, weil sie Anstoß erregten, als „Ketzer“ im umschriebenen Sinn zu bezeichnen und mit Wiclif und Hus in einem Atem zu nennen (64 ff). Für fast alle der behandelten Gestalten trifft der eingangs definierte Ketzerbegriff nicht zu, abgesehen davon, daß zur Ketzerei im ursprünglichen Sinn auch die bewußte Absonderung von der Großkirche gehört.

Das ist das theol. Bedenken. Historisch scheint mir hier der Begriff auch nicht sehr brauchbar, weil er zu unbestimmt wirkt, so daß er alles und nichts bedeuten kann. Wenn man den Prinzen Eugen (261 ff) unter die „Ketzer“ wegen seiner staatskirchlichen Ideen einreihet, dann könnte man das gleiche mit Kaiser Karl V., König Philipp II. und den bayerischen Herzögen des 16. Jh. tun. Mir ist nicht ersichtlich, welchen Sinn es haben soll, wohlbestallte Männer des staatskirchlichen Systems wie den Abt Rautenstrauch unter diese Kategorie zu rechnen. Da könnte einer mit gleichem Recht kommen und den Bischof Migazzi zum Ketzer machen, weil er sich gegen eben dieses System zur Wehr setzte. Historisch scheint es mir falsch, im 18. und 19. Jh. durchgehend von „Machtkirche“ u. ä. zu sprechen und so zu tun, als ob die armen absolu-

tistischen Großmächte Europas sich nur in Notwehr gegenüber der päpstlichen Großmacht unter den Bischöfen befunden hätten.

Nach E. Winter ist der Streit um die Grafschaft Comacchio (1724), an dem Eugen beteiligt war, der Anlaß der Entstehung des Josephinismus „als entschlossene Vertretung der Rechte des Staates gegenüber Machtansprüchen der Kirche“ (264). Neueste Bücher über das Zeitalter des konfessionellen Absolutismus (z. B. H. Lehmann) zeigen jedoch wesentlich einleuchtender, wer damals wirklich in der Defensive war. Man könnte mit gleichem Recht sagen, daß der Josephinismus im spanischen Regalismus des 16. Jh. oder im gleichzeitigen Staatskirchentum der bayerischen Herzöge („Papa et episcopus in territorio suo“) vorgebildet war.

Das Buch erscheint, obgleich immer anregend und lehrreich, weitgehend wie eine Hagiographie mit verkehrten Vorzeichen und eine mit profundem Wissen geführte Apologetik.

Regensburg/Wilhering

Gerhard B. Winkler

ALAND KURT, *Geschichte der Christenheit*. Bd. I: Von den Anfängen bis an die Schwelle der Reformation. (476.) Gerd Mohn, Gütersloh 1980. Ln. DM 58.–.

Daß Kirchengeschichte und Apologetik verschiedene Disziplinen sind, ist eigentlich erst eine Erkenntnis unseres Jahrhunderts. Unterschiede zwischen protestantischer und katholischer Kirchengeschichtsschreibung bestehen heute, von Einzelfällen abgesehen, nur noch in der Akzentsetzung und in der Stoffauswahl. Alands Buch, dessen 2. und letzter B. noch aussteht, ist aus den Vorlesungen des evangelischen Vf. hervorgegangen. Seine Konfessionszugehörigkeit und seine Herkunft von der Bibelwissenschaft erklären wohl die Aufnahme von Themen wie „Entstehung des neutestamentlichen Kanons“ oder „Die Entwicklung der frühchristlichen Literatur“, die man üblicherweise in einer „Kirchengeschichte“ nicht sucht. Daß der alten Kirche mehr Raum als der mittelalterlichen (trotz doppelter Dauer) zugemessen wird, dürfte die gleichen Ursachen haben. Dazu kommt noch ein starker Akzent in Richtung Deutschland und Norden. So kam es zu schmerzlichen Lücken. Das frühe Mönchtum z. B. wird nur auf eineinhalb Seiten abgehandelt (181 f), ein hl. Severin wird ebenso wenig erwähnt wie ein Benedikt von Aniane, die Kreuzzüge werden nur en passant gestreift, die Entfremdung der östlichen und westlichen Kirche im Mittelalter wird praktisch ausgeklammert. Vielleicht machen diese Hinweise aber auch die Problematik bewußt, die sich ergibt, wenn ein einzelner ein Kompendium der Kirchengeschichte verfaßt.

Positiv hervorgehoben sei die angenehm lesbare Darstellung (auch wenn sie gelegentlich noch zu sehr den Vortragston spüren läßt), die Aufnahme von Themen, die sonst oft unter den Tisch fallen (z. B. „Die Stellung der Frau in der frühen Christenheit“) und die maßvolle Stellungnahme zu so schwierigen Fragen wie zur